

# Renaissancen des Kitsch

Hg. von Christina Hoffmann  
und Johanna Öttl

antikanon #1

VERLAG TURIA + KANT  
WIEN - BERLIN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic Information published by  
the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Bibliothek lists this publication in the  
Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data  
is available on the internet at <http://dnb.ddb.de>.

ISBN 978-3-85132-827-1

© bei den Autorinnen und Autoren  
© für diese Ausgabe:  
Verlag Turia + Kant, 2016

Covergestaltung: Bettina Kubanek

VERLAG TURIA + KANT  
A-1010 Wien, Schottengasse 3A / 5 / DG 1  
Büro Berlin: D-10827 Berlin, Crellestraße 14  
[info@turia.at](mailto:info@turia.at) | [www.turia.at](http://www.turia.at)

# Inhalt

Editorial .....	7
LENA ZUDRELL	
Das Hündchen im Schoß – ›Problementhobenheit‹ in der Literatur und Kunst des Mittelalters .....	22
CHRISTINA HOFFMANN	
Jüdische Renaissance und Renaissance des Kitsch. Beispiele aus der deutschsprachigen zionistischen Lyrik um 1900 .....	43
NATHALIE PATRICIA SOURSOS	
Diktatoren-Kitsch .....	71
TILL R. KUHNLE	
Das ›juste milieu‹ oder der Wille zum Kitsch .....	89
ANDREA KREUTER	
Kitsch im Wiener Regionalkriminalroman .....	109
ELKE LACKNER	
Vom furchterregenden Räuber zum Lehnstuhl- helden. Die Entwicklung einer Populärfigur .....	140
SUSANNE VILL	
Vom Stoff, aus dem die Träume sind – Kitsch oder Ästhetik des Inauthentischen in Musicals? .....	170
Kurzbiografien .....	200



## Editorial

### ÜBER DAS ANLIEGEN DER REIHE *antikanon*

Die Reihe *antikanon* ist bestrebt Texte, Ästhetiken und literarische Traditionen wiederaufzugreifen oder bekannt zu machen, die im Rahmen von Kanonisierungsprozessen in Literaturgeschichtsschreibungen verdrängt oder vergessen wurden. Gleichzeitig sollen, im Zuge einer impliziten kulturpoetischen Diskussion, die komplexen Bedingungen literarischer Kanonbildung ausgelotet werden. Damit schließt das Periodikum unweigerlich an den Kanon-Diskurs an und dient der Ergänzung, Hinterfragung und Erweiterung eines interdisziplinären Forschungsgebiets, das sich seit den 1980er-Jahren und den in dieser Zeit erfolgten soziopolitischen Veränderungen durch Emanzipationsbewegungen mit der kritischen Durchleuchtung von normativen westlichen Bildungswerten und Lektürevorgaben befasst.<sup>1</sup> Seither prosperieren Bestrebungen, Prozesse sogenannter Entkanonisierung in Gang zu setzen; statt den konventionellen Lektürierichtlinien zu folgen, wird die Aufmerksamkeit auf Werke bisher unberücksichtigter, weil beispielsweise sozial benachteiligter Gruppen gelenkt. *antikanon* versteht

---

<sup>1</sup> Vgl. Bohrer, Karl Heinz: »Kanon und Invention. Das griechische Paradigma«. In: Kollmar-Paulenz, Karénina et al. (Hrsg.): *Kanon und Kanonisierung. Ein Schlüsselbegriff der Kulturwissenschaften im interdisziplinären Dialog*. Basel: Schwabe Verlag 2011, S. 9–26; hier S. 10.

sich als Teil eines solchen entkanonisierenden Verfahrens, insofern es in seinen thematischen Schwerpunkten um die Aufarbeitung von Parametern geht, die bestimmte Autorinnen und Autoren, Stile, Stoffe oder Textgenres aus vorherrschenden Rezeptionshaltungen ausschließen.

Indes stehen nicht nur Verfahrensweisen gegenwärtiger Kanonbildung zur Debatte, sondern auch historische Verschiebungen in hegemonialen Kanonisierungsprozessen. Ebenso von Interesse sind Literaturen, die gegenwärtig noch zu Kanons oder Randkanons zählen, jedoch derzeit passiven oder aktiven (De-)Kanonisierungsprozessen unterliegen. Gerade die Beobachtung von Veränderungen tradierter Kanons ermöglicht Aufschlüsse über die Bedingungen ihrer Gestaltung, seien sie autoritärer Natur oder durch indirekte Machteinwirkungen geprägt. Jene letzteren hat Simone Winko als »invisible hand-Phänomen« beschrieben. Damit ist ein Vorgang gemeint, »an dem zahlreiche Menschen mitgewirkt haben, ohne dies als Handlungsziel vor Augen gehabt zu haben.«<sup>2</sup> Diese unbewussten, nicht-zielorientierten Kanonisierungsvorgänge sind ebenso Untersuchungsgegenstand der unterschiedlichen thematischen Ausgaben der Reihe wie autoritäre Prozesse der Kanonbildung. *antikanon* bestrebt diese Entwicklungen einzufangen und neben autoritären Kanonisierungsverfahren, wie im Falle von Zensur oder vorgeschriebenen Schullektüren, auch unterschwellig Einflüssen nachzuspüren. Dazu

---

<sup>2</sup> Winko, Simone: »Literatur-Kanon als invisible hand-Phänomen«. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Literarische Kanonbildung* (Sonderband Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur). München: edition text + kritik 2002, S. 9–24; hier S. 11.

gehört beispielsweise auch die Berücksichtigung von Werbe- und Marketingstrategien, die ein wesentlicher Bestandteil verlegerischer Praxis und, wie Elisabeth Kampmann belegt hat, schon allein »über die Auswahl, Reihenzuordnung und paratextuelle Flankierung der verlegten Titel an der Rezeptionssteuerung von Literatur« beteiligt sind.<sup>3</sup>

Seine Aktualität und wissenschaftliche Relevanz bezieht das Projekt *antikanon* nicht zuletzt durch grundlegende kanonische Wandlungen, die das Internet-Zeitalter und die Zunahme digitaler Medien bedingen. Hierdurch entstehen neue literarische Formate, Distributionsformen und Konzeptionen von Autorschaft; außerdem lassen sich Veränderungen in umwälzenden Kanonisierungsprozessen beobachten, etwa durch die von Suchmaschinen selektierten Informationen, denen Robert Charlier jüngst eine erste Arbeit gewidmet hat.<sup>4</sup> Den Auswirkungen der sogenannten dritten Medienrevolution und damit Fragen zu Veränderungen von Literatur, Narration und Autorschaft nach der digitalen Wende wird die zweite Ausgabe des Periodikums gewidmet sein.

Seinen Auftakt widmet *antikanon* allerdings einem rezeptionsästhetischen Thema, das durch seine polarisierenden Effekte entweder radikale Ablehnung oder leidenschaftliche Befürwortung der entsprechenden Lektüren hervorruft und damit auf paradigmatische Weise die

---

<sup>3</sup> Kampmann, Elisabeth: *Kanon und Verlag. Zur Kanonisierungspraxis des Deutschen Taschenbuch Verlags*. Berlin: Akademie Verlag 2011, S. 7.

<sup>4</sup> Chalier, Robert: *Google statt Goethe? Kanonbildung im Zeitalter der Globalisierung*. Aachen: Shaker Verlag 2013.

Bedingungen positiver oder negativer Kanonisierung vor Augen führt.

#### ZUR AUSGABE »RENAISSANCEN DES KITSCH«

Die vorliegende Ausgabe setzt sich anhand des Themas »Kitsch« exemplarisch mit einer rezeptionsästhetischen Bewertungskategorie auseinander, die je nach kulturpolitischen, sozialen und zeitgeschichtlichen Konfigurationen Texte abhängig von unterschiedlichen Lesearten mit Qualitätsurteilen versieht. Kitschige Literatur, die im klischeierten Verständnis als trivial, massentauglich und ästhetisch minderwertig gehandelt wird, gilt als Entdeckung der frühen Moderne und der im Fin de Siècle einsetzenden Massenindustrie. Wurden bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert im Zuge der aufkommenden Unterhaltungsliteratur warnende Stimmen laut, die in dieser neuen Form der Lektüre die Aufgabe von Literatur verfehlt und die Bildung der Leserinnen und Leser gefährdet sahen, etablierte sich die daran anschließende Kitschkritik erst gegen Ende des darauffolgenden Jahrhunderts. Während historische Vorläufer der Kitsch-Diskussion also bereits im 18. Jahrhundert ausgemacht werden, ist der Kitsch-Begriff seit 1881 belegt.<sup>5</sup> Er entstand als abwertende Bezeichnung für billig produzierte Kunst, der infolgedessen ihr Status als Kunst aberkannt wurde.

---

<sup>5</sup> Vgl. Dettmar, Ute/Küpper, Thomas (Hrsg.): »Was heißt »Kitsch«? Etymologische Spurensuche«. In: dies./ders. (Hrsg.): *Kitsch. Texte und Theorien*. Stuttgart: Reclam 2007, S. 94–97; hier S. 94. Zum Überblick über die Begriffsgeschichte des Kitsch siehe die Einleitung der Herausgeber im zitierten Band: S. 9–16.



Kitsch bezog sich auf Schund der Massen und diente der Abgrenzung einer als wertlos von einer als wertig erachteten Literatur. Industrie und Kunst sollten im Sinne dieser Klassifizierung auseinandergehalten werden und letztere vor den nicht einschätzbaren Entwicklungen des modernen Zeitalters bewahrt bleiben. Mit der Abgrenzung vom industriellen Markt erhielt die Frage nach den medialen und ästhetischen Bedingungen von Literatur erhöhte Aufmerksamkeit. Die Relevanz dieser Frage spiegelt seit jeher auch die Konjunktur der Kitschdebatte wider. So erfährt sie beispielsweise auch aktuell wieder eine Zunahme, insofern digitale und kulturpolitische Veränderungen zur Hinterfragung der Konstituenten und des Stellenwerts von Kunst führen.<sup>6</sup>

Um die gegenwärtige Debatte zu erfassen, ist es hilfreich, die Umstände ihrer Entstehung im *Fin de Siècle* in Augenschein zu nehmen, als die Industrialisierung ebenfalls einen kulturellen Umbruch bewirkte und zu einem Aufschwung des Ästhetizismus führte: Indem sich seine Anhänger auf die Symbolkraft der Sprache konzentrierten, wollten sie die »Aura« ihrer Dichtkunst – mit Walter Benjamin das Echtheitsmerkmal von Kunst –<sup>7</sup> in

---

<sup>6</sup> Die aktuelle Relevanz der Kitsch-Debatte zeigen unter anderem die Publikationen von Dettmar, Ute/Küpper, Thomas (Hrsg.): *Kitsch. Texte und Theorien*. Reclam: Stuttgart 2007; von Genz, Julia: *Diskurse der Wertung. Banalität, Trivialität und Kitsch*. München: Wilhelm Fink 2011; sowie von Ackermann, Kathrin/Laferl, Christopher F. (Hrsg.): *Kitsch und Nation. Zur kulturellen Modellierung eines polemischen Begriffs*. Bielefeld: transcript 2016.

<sup>7</sup> Vgl. Benjamin, Walter: »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. (Dritte Fassung)«. In: *Walter Benjamin – Gesammelte Schriften*. Band I, Teil 2. Suhrkamp: Frankfurt a. Main 1980, S. 471–508; hier S. 477.

den Vordergrund rücken. Die Entwicklung der modernen Literaturbewegungen, angefangen vom Symbolismus bis hin zur Dekadenz, erfolgte somit in Reaktion auf den und als Abgrenzung zum Realismus als potentiell reproduzierbare und im schlechtesten Falle kitschige Literatur. Übereinstimmung zwischen Ästhetizisten und Realisten herrschte allerdings im Bestreben, den Unsicherheiten der Moderne ein alternatives Weltbild entgegenzusetzen. Wird aus den modernen Literaturen um 1900 und ihren Ausflüchten in sinnliche Erlebniswelten häufig eine Form von Eskapismus herausgelesen, kann dies auch für sogenannte kitschige Texte geltend gemacht werden, die sich ebenso als Flucht aus der Realität verstehen lassen. Schließlich zählt zu den für sie als typisch definierten Merkmalen die Verwendung bestimmter Topoi, die einen Rückzug aus der als unsicher und unangenehm empfundenen Wirklichkeit ermöglichen und zu denen beispielsweise Heimat, Liebe und Naturidylle zählen. Sie evozieren Traditionsbewusstsein und Sinnbilder von Geborgenheit. Kitsch schafft demgemäß idealisierte Weltbilder, die in ihrer Künstlichkeit unweigerliche Parallelen zu den ästhetizistischen Literaturen des Fin de Siècle offenbaren. Denn auch die Dekadenz entwirft künstliche Paradiese – man denke nur an Baudelaires *Paradis artificiels* –, die durch ihre Ambivalenzen die Künstlichkeit und Zwiespälte ihrer eldoradischen Systeme allerdings entlarven. Ob eine solche Entlarvung konstitutiver Teil eines Textes ist und sich dieser somit als kitschig bezeichnen lässt oder nicht, hängt in letzter Instanz jedoch immer von der Rezeption ab.

Folglich kann die Zuschreibung ›kitschig‹ auf literarische Texte oder Texttraditionen einerseits an das

Vorherrschen bestimmter Topoi geknüpft werden; andererseits ist die subjektive Lesart ausschlaggebend. Aus rezeptionspsychologischer Perspektive erfordert »kitschig-sentimentales Erleben«<sup>8</sup> die Bereitschaft zur Hingabe an ein Gefühl, das nicht lediglich von den gegenständlichen Eigenschaften abhängt:

Manche reagieren tatsächlich in sentimentaler Weise, manche finden solche Gegenstände tatsächlich schön und reagieren eher im Sinne der eben beschriebenen Ergriffenheit, wieder andere reagieren verärgert und bewerten Kitsch als verkommen o.ä., und manche gehen ironisch damit um, sammeln ihn evtl. usw. Objekteigenschaften an sich verursachen noch kein bestimmtes Erleben.<sup>9</sup>

Die Ästhetik eines kitschigen Textes kann vom individuellen Rezipienten somit emphatisch begrüßt oder auch mit ironischer Distanz betrachtet werden. Neben subjektiven Gründen spielen auch diachron sich wandelnde soziale und kulturhistorische Faktoren in die Rezeptionsgewohnheiten mit ein. Folglich ist die Bewertung »kitschig« auch stark zeitgebunden. Unterschiedliche Ästhetiken können in unterschiedlichen historischen Kontexten von den Lesenden als authentisch, zu anderen Zeitpunkten als künstlich und befremdlich wahrgenommen werden. Dass die Zuschreibung »Kitsch« durch historische Veränderungen in unterschiedlichen Momenten der Geschichte und entsprechend jeweiliger Rezeptionsgewohnheiten variabel ist, wird in den ersten drei Beiträgen dieser Ausgabe thematisiert.

---

<sup>8</sup> Halcour, Dorothée: *Wie wirkt Kunst? Zur Psychologie ästhetischen Erlebens*. Frankfurt a. Main et al.: Peter Lang 2002, S. 154.

<sup>9</sup> Ebd.

So behandelt Lena Zudrell in ihrem Beitrag mittelhochdeutsche Textbeispiele, um moderne Kitschdefinitionen an eine Literatur heranzutragen, die der Entstehung des Kitschdiskurses um mehrere Jahrhunderte vorausgeht. Obwohl es, wie Zudrell betont, im Mittelalter »kaum Formen der weitläufigen Distribution, keine Massenkultur, also keine strukturellen Voraussetzungen von Kitsch« gab, weist die mittelalterliche Literatur bestimmte »narrative Verfahren« auf, die einer kitschigen Lesart zuspielden. Am Beispiel des Schoßhündchens im *Tristan* des Gottfried von Straßburg und in der Hadlaub-Miniatur des Codex Manesse erschließt sich die Darstellung eines idealisierten Gesellschafts- und Weltbilds, die Zudrell mit dem Begriff »Problementhobenheit« bezeichnet. Damit ist ein Verfahren gemeint, das vergleichbar zum sogenannten Kitsch der modernen Literaturen eine heile Welt konstruiert und der Darstellung des Angenehmen und Schönen den Vorrang gewährt. Hierzu trägt die Kultur der Minne bei, in der es um die Idealisierung einer Liebe geht. Die Unerfüllbarkeit letzterer offenbart jedoch einen von mehreren Zwiespälten und führt die Brüchigkeit des mittelalterlichen »Kitsch« vor Augen.

Während in Zudrells Analyse kulturgeschichtliche Veränderungen zwischen einer vergangenen und der heutigen Epoche entscheidend sind, geht es im zweiten und dritten Beitrag um politische Bedingungen von Kitsch. Je nachdem, ob dem einer Literatur zugrunde liegenden politisch-ideologischen System zugestimmt wird oder nicht, können daraus Erbauung oder das ablehnende Gefühl von Kitsch resultieren.

Christina Hoffmann zeigt in ihrem Artikel, wie zionistische Lyrik um 1900 als erfolgreiches Instrument zur Stärkung des nationaljüdischen Selbstbewusstseins diente, jedoch, aus ihrem Kontext gelöst, eine Anhäufung von Kitschmomenten offenbart. Die eindeutige Parallele zwischen Kitsch und Zionismus ergibt sich durch ihre beiderseitige Bedienung von Klischees, um dadurch auf leicht zugängliche Weise die eigene Ideologie zu propagieren. In der Anwendung von Stereotypen entdeckt Hoffmann allerdings auch das beiderseitige Verhängnis von kitschiger und zionistischer Literatur: »Denn die einschlägige positive Symbolik, auf die sie beide setzen, lässt sich kurzerhand umkehren und gegen sie verwenden als negative Erkennungsmerkmale. Kitsch wird dadurch zum Schund, eine Jüdin oder ein Jude wird zum gesellschaftlichen Feindbild.« Die gleichen Klischees, die der Zionismus abrufte, können auch vom Antisemitismus bedient werden, wodurch einmal mehr deutlich wird, wie hier, ebenso wie beim Kitsch, die Auslegung durch den Rezipienten ausschlaggebend ist.

Im gleich daran anschließenden Artikel knüpft Nathalie Soursos in ihrer Auseinandersetzung mit Kitsch in politischer und diktatorischer Propaganda an kulturkritische Debatten aus dem Kitsch-Diskurs der Zwischenkriegszeit an. Ähnlich wie in Hoffmanns Untersuchung zum Zionismus, lokalisiert auch Soursos in »Diktatoren-Kitsch« den Einsatz von Stereotypen. Diese Form des Kitsches ist jedoch keineswegs ein historisches Phänomen, sondern erfährt nach wie vor kultähnliche Zuwendung. Dabei lässt sich, wie Soursos ausarbeitet, nur schwer festlegen, ob die entsprechenden Erinnerungssymbole »symbolverstärkend oder entweihend«

eingesetzt und wahrgenommen werden. Souvenirs aus diktatorischen Regimen machen daher die Zwischenschaltung einer kritischen, reflexiven Ebene notwendig. Wie die Geschichtsschreibung an der Aufarbeitung von Diktatorenkitsch strauchelt, zeigt Soursos – neben dem close reading propagandistischen Textmaterials – anhand musealer und biografischer Inszenierungen des griechischen Diktators Ioannis Metaxas oder des Austrofaschisten Engelbert Dollfuß. Die von beiden beworbene Rückkehr zum ländlichen Leben hatte in den wirtschaftlichen Krisenzeiten der 1920er-, 1930er-Jahre einen ganz anderen Effekt als heute, da wir, laut Soursos, »die in den Diktaturen propagierte Bäuerlichkeit als kitschig« empfinden. Daneben gibt es aber auch heute noch oder wieder ein Sehnen nach dergleichen idealisierten Welten.

Davon zeugt beispielsweise der gegenwärtig hohe Absatz sogenannter Regionalkrimis. Anhand dieser literaturwissenschaftlich noch mit geringer Aufmerksamkeit bedachten Gattung offenbart sich die ganze Bandbreite zwischen Ablehnung und Befürwortung eines vermeintlich kitschigen Genres, dem sich Andrea Kreuter in ihrem Aufsatz angenommen hat. Kreuters Beitrag knüpft an die Frage nach typisierten Topoi der Kitsch-Literatur, wie Heimat, Liebe, Naturidylle, an. Sie verweist auf den Zusammenhang zwischen dergleichen inhaltlichen Versatzstücken und Gattungsmerkmalen des Regionalkriminalromans und macht die heimatlichen, identifikationsstiftenden Aspekte als charakteristisch geltend. Was geschieht jedoch, wenn ein Mord die charakteristische Idylle unterbricht; wird Kitsch dadurch wegrationalisiert oder sogar bestätigt? Was grotesk wirken könnte, funk-

tioniert im Regionalkriminalroman mitunter als »Gru-selkitsch« und bedient die Erwartungshaltung der Rezi-pienten nach Sensation bei gleichzeitiger Rückversiche-rung eines beständigen Wertesystems, das auf einer klaren Dichotomie von Gut und Böse gründet.

Eine vergleichbare dichotome Struktur weisen jene Räuberromane der deutschsprachigen Literatur auf, denen sich Elke Lackner in ihrem Beitrag widmet und in denen ebenfalls das Moment der Kriminalität von Be-deutung ist. Das vermeintlich Böse wird hier jedoch mit seinem Gegensatz, dem Generösen und Guten, kombi-niert und in ein und derselben Gestalt des heldenhaften Räubers verdichtet. Anhand sympathischer Bösewichte wie Robin Hood oder dem titelgebenden Helden in Christian August Vulpius' Roman *Rinaldo Rinaldini* hat sich Elke Lackner mit der Rolle der Räuberfigur und daran anschließbaren ›kitschigen‹ Bearbeitungen befasst und erkennt in der Fortschreibung der bekannten Räu-berlegenden und ihrer gesteigerten Mythisierung eine li-terarische Verflachung der Charaktere und Abenteuer, die ein Kitschurteil möglich machen. Im ausgehenden 19. Jahrhundert, zeitgleich mit dem Aufleben der explizi-ten Kitschkritik, wurde die literarische Figur des Räu-bers aus dem Bildungskanon immer mehr verdrängt. Dennoch hatte er Erfolg, wo das Bedürfnis nach unein-geschränkter Freiheit in seiner Figur eine Projektionsflä-che findet. Denn der Räuber verkörpert, laut Lackner, »einen zentralen, aber durch Uniformisierungs- und In-klusionstendenzen behinderten Individualitätsanspruch« und ist daher als eine für kitschige Literatur und das durch sie zur Verfügung gestellte Identifikationspotential geeignet. Heute hat der im Walde hausende Freiheits-

kämpfer literarisch an Attraktivität verloren – nicht zuletzt, weil seine Rolle gesellschaftlich völlig anders funktioniert und er sozial und damit auch literarisch inauthentisch geworden ist.

Das Spannungsverhältnis zwischen Kitsch und Authentizität streicht Susanne Vill in ihrem Beitrag heraus. Inauthentizität fasst sie nicht als Verhinderungsgrund für, sondern zeigt am Beispiel der Gattung Musical, dass es sogar ein Kriterium von Kunstproduktion sein kann. Indem sie Merkmalen des populären Musiktheaters seit der Postmoderne auf die Spur geht, entfaltet sie den bunten Katalog einer Ästhetik, der von ideologischen über mondäne bis hin zu erhabenen und noch einigen weiteren Ausprägungen von Kitsch reicht. Vill macht die Adaptionfähigkeit der Gattung Musical an unterschiedlichen soziokulturellen und politischen Themen deutlich und belegt, wie verschiedene Bearbeitungen eine sentimentale Rezeption, aber auch kritische Hinterfragung auslösen können. Als multimedialer Handlungsort ist die Musicalbühne nicht nur literarischer Schauplatz von Kitsch, sondern arbeitet auch mit auditiven und visuellen Effekten. Allerdings deckt Vill auf, dass die Musicals oftmals entgegengebrachten »Vorwürfe von Anbiederung an den Geschmack der breiten Masse, plakative Figurenzeichnung, Schönfärberei, Verniedlichung von Lebensverhältnissen und Milieus, Simplifizierung politischer und sozialer Konflikte, Verwendung populärer Musikstile mit schreienden statt singenden Gesangsstimmen, Effekthascherei, überladene Theatralität in Text, Musik und Tanz« teils kritisch oder sogar ironisch unterlaufen werden. Als Beispiel dient hierfür unter anderem das Musical *Elisabeth* von Michael Kunze und Sylvester



Levay, in dem der spätere Mörder der Kaiserin die Souvenirs zur kaiserlichen Hochzeit mit dem Ausruf »Kitsch! Kitsch!« bewirbt.

Kitsch ist nach wie vor oftmals eine Zuschreibung, um Schlechtes oder gar Böses zu bezeichnen. Hier wirkt Hermann Brochs Kitsch-Konzeption nach, in der er Kritik am Kitsch über dessen vermeintlich imitierende und daher »unethische« Verfahrensweise übte. Till Kuhnle zeichnet in seinem Beitrag die Spuren dieser Diskurstadtion nach, die Kitsch als Pseudokunst verorten und vom Bereich »des Ästhetischen« weiterhin abgrenzen. Sei es in Nietzsches Dialektik des Apollinisch-Dionysischen oder Adornos avantgardistischer Kunsttheorie – Kuhnle entdeckt bei zahlreichen Denkern der Moderne die vehemente Ablehnung einer anpassungsfähigen, »mittigen« Kunst. Jener Furcht vor Mittelmäßigkeit stellt Kuhnle Positionen gegenüber, die eine Mitte im Sinne eines »juste milieu« gegenteilig fordern und – wie im Falle von Karl Marx – für die Gerechtigkeit und Richtigkeit der Mitte Partei ergreifen. Wie leicht daraus politischer Idealismus entsteht und dass die »Hypostasierung der Mitte zum Inbegriff des Gesunden« fortwährt, belegt Kuhnle mit Beispielen aus der gegenwärtigen Rhetorik demokratischer Politik. Damit unterstreicht er seine These, dass »sich der trübe Schein des Kitsches, die Moral und die Rede vom ›juste milieu‹ [begegnet]: gemeinsam täuschen sie über die Verhältnisse hinweg.«

Die im vorliegenden Band versammelten Beiträge nehmen sich somit der Austestung und Herausarbeitung unterschiedlicher Kitsch-Definitionen an und demonstrieren

ren über die Vielfalt ihrer Zugänge – angefangen von kulturhistorischen, philosophischen und politischen über stoff- und gattungsgeschichtliche bis hin und zu medialen Fragestellungen – die Variabilität des Kitschbegriffs. Deutlich wird dabei vor allem, dass Kitsch keineswegs banal, sondern komplex ist und eine umfangreiche Analyse erfordert. Eine Bestimmung von Kitsch in der Literatur lässt sich nicht auf ästhetische Merkmale beschränken, sondern bedarf einer Berücksichtigung diverser literatur- und kulturgeschichtlicher Faktoren. Dass eine rein ästhetische Kitsch-Definition ins Leere führt, bemerkte der Wiener Literaturtheoretiker Hanns Sachs bereits in den 1930er-Jahren. Entsprechend riet er dazu an, dass wir

uns über das Bedürfnis nach einer Definition dessen, was Kitsch ist, hinaussetzen müssen. Man meint gewöhnlich, sein Charakteristikum sei das Süßliche und Sentimentale, das Weglassen der peinlichen und widerwärtigen Seiten der Realität, aber damit ist der Begriff noch keineswegs erschöpft, denn neben dem rosafarbenen Kitsch gibt es auch einen brutalen, mit einem Parfum von Blutgeruch, einen wilden Originalitätskitsch und einen Edelkitsch, der allen hohen Ansprüchen zu genügen scheint. Es nützt daher auch nichts, sich auf den Mangel wirklicher Originalität als Unterscheidungsmerkmal zu berufen [...].<sup>10</sup>

Als Psychoanalytiker und zugleich studierter Jurist besaß Sachs für emotive Bewertungen eine ebenso erhöhte Sensibilität wie im Umgang mit Bezichtigungen. Aus psychologischer Perspektive wusste er um die Subjektivität

---

<sup>10</sup> Sachs, Hanns: »Kitsch«. In: *Psychoanalytische Bewegung*. Jahrgang IV, Heft 5 (Sept.–Okt. 1932), S. 455–461; hier S. 456.

ästhetischer Urteile, aus juristischer Perspektive um die Notwendigkeit, diese mit ihren Gegenpositionen zu vergleichen. Für den Kasus Kitsch konnte sich daraus für Sachs nur ergeben, dass die Anklage gegen ihn von vornherein aufgrund mangelnder Definition und Beweislage fallen gelassen werden musste.

Will der vorliegende Band diesen Freispruch einerseits befördern, versucht er andererseits der mangelnden Definition von Kitsch entgegenzuwirken und durch seine Auswahl an Zugängen weitere oder ergänzende Forschungen zu einem immer noch vorurteilbehafteten Begriff anzuregen.

Die Herausgeberinnen danken der Kulturabteilung für Wissenschaftsförderung (MA7) der Stadt Wien für die finanzielle Unterstützung des Projekts.

*antikanon* entsteht in Zusammenarbeit mit aka, Arbeitskreis für Kulturanalyse (<http://aka.univie.ac.at>)

Christina Hoffmann & Johanna Öttl